

Literatur

Verschwiegene Puppen

Die Isländerin Guðrún Eva Mínervudóttir lässt in ihrem Roman „Der Schöpfer“ zwei unvereinbare Typen zur unfreiwilligen Schicksalsgemeinschaft werden.

Sveinn ist ein gescheiterter Künstler, ein Dreckskerl, ein Misanthrop. Anstatt sich mit Botticelli zu beschäftigen, produziert er Frauenattrappen für frustrierte Männer, die unerfüllte Alltagsbedürfnisse in Plastik versenken. Sveinn lebt in einem kleinen isländischen Städtchen zurückgezogen und vereinsamt. Nur seine künstlichen Frauen, denen er mit Akribie die Haare färbt, die Lippen lackiert und ihnen hübsche Rehauglein in die Silikongesichter steckt, erscheinen ihm lieb und begehrenswert. Als der alleinerziehenden Mutter Lóa vor seiner Haustür der Reifen platzt, gleicht es also einem kleinen Wunder, dass ihr der wortkarge Mann zu Hilfe eilt.

Der Roman „Der Schöpfer“ führt auf diese Weise zwei unvereinbare Typen per Zufall zueinander: Vereinsamter Zyniker trifft auf weinerlich-depressive Mutter. „Sie“ kämpft mit dem Tod des Vaters und muss zu Hause ihr todkrankes Mädchen betreuen, während „Er“ bekommt an seiner gesellschaftlichen Isolation laboriert. Trotzdem verbringt sie die Nacht mit ihm. Komisch nur, dass Lóa am nächsten Morgen spurlos verschwindet und dabei eines der kostbarsten Exemplare seiner Frauenfiguren stiehlt. Nach und nach beschleicht den Eremiten das Gefühl, Opfer einer feministischen Verschönerung zu sein. Denn im Anschluss an den Besuch erhält er Terroranrufe, in denen er für seine kontroverse Kunst wüst beschimpft wird. Ist Lóa eine übermoralische Ehefrau, die sich an der chauvinistischen Männerwelt rächen will? Die Zeichen verdichten sich, als Sveinn erfährt, dass Lóas Vater mit einer seiner Puppen Selbstmord verübte.

Angesichts der nüchternen, psychologisierenden Sprache, die alle stilistischen Karten auf innere Monologe setzt, wird man den Eindruck nicht los, man habe es hier mit einer Spurensuche im Geiste skandinavischer Krimis zu tun. Doch der Tod des Vaters spielt nur eine untergeordnete Rolle. Während sich das Zeichenlesen des Puppenkünstlers beschleunigt, mutiert die Geschichte insgesamt mehr und mehr zu einer melodramatischen Identitätscollage: Lóa ist verzweifelt, weil sie an ihrer Tochter scheitert, die im Zuge einer ungenannten Krankheit der Lebenswille verlässt. Anstatt auf die Gesundheit zu achten, Gemüße zu essen und regelmäßig das Kran-

kenhaus zu besuchen, bereitet sich das Mädchen gedankenversunken auf Prüfungen vor und untergräbt die Bemühungen der Mutter. Profunde Erklärungen für die Todessehnsucht fehlen.

Dieses morbide Familienleben mischt Sveinn nun auf. Nachdem er Lóas Adresse herausgefunden hat, besucht er sie in Reykjavík, um sich seine Puppe zurückzuholen. Der Zeitpunkt könnte schlechter nicht sein, immerhin, so muss er später erfahren, ist Lóas Tochter seit Tagen nicht von der Schule zurückgekehrt. Angesichts der hereinbrechenden Dramatik mutiert das Paar zu einer Art unfreiwilligen Schicksalsgemeinschaft: Er schabt nach den Abgründen dieser an Selbstzweifeln erkrankten Frau (die er immer noch für die Terroranrufe verantwortlich macht); sie instrumentalisiert den hereingeplatzenen Wüstling als Stütze, um mit dem Verschwinden der Tochter fertig zu werden.

Das Problem ist nur, dass die Unvereinbarkeit dieser Beziehung bis zum Schluss hin unplausibel bleibt. Das Talent der fünfunddreißigjährigen Autorin Guðrún Eva Mínervudóttir liegt vielmehr im zynischen Sprachgebrauch: Mit Sveinn ist ihr ein herrlicher Fiesling gelungen. Ausgerechnet eine Nebenszene, in der der Griesgram nach einem Sturz unaufgefordert von einem Neunzehnjährigen verarztet wird, gehört mit zu den besten Fragmenten des Romans. Während Sveinn halb bewusstlos am Boden liegt, muss er die entwürdigende Hilfe eines herbeigeilten nervtötenden Sprösslings ertragen: „Der arme Junge wusste eben nicht, dass er, wenn er sich einschmeicheln wollte, nur in einen anderen Landesteil ziehen oder tot umfallen musste.“

Lóa wiederum ist das Gegenteil: Weierlich, verträumt, immer wieder in großes Schluchzen ausbrechend, geht sie dem Leser mit übertriebener Larmoyanz gewaltig auf die Nerven. Ihr Charakter bleibt kontur- und überraschungslös – in einer Art, die sich nicht in die ironisch getragene Sprache einfügen will. Obwohl die Widersprüchlichkeit mit zum Stil des Romans gehört, nimmt die Verzweiflung der Sinn suchenden Mutter allmählich hysterische Züge an. So schrecklich die Erkenntnisse, die schrittweise ans Tageslicht geraten, auch sein mögen: Den Leser lassen sie merkwürdig kalt. TOMASZ KURIANOWICZ



Guðrún E. Mínervudóttir: „Der Schöpfer“. Roman.

Aus dem Isländischen von Tina Flecken. btb, München 2011. 303 S., geb., 19,99 €.

Lieben Sie Bach?

Unmusikalisch: Rachel Cusk's „Bradshaw-Variationen“

Am einsamsten ist der Mensch meist unter Menschen. Stirbt ein Familienmitglied, erlischt eine Liebe, geht der Job verloren, dann tut derlei noch mehr weh, wenn man merkt: Eine Verbindung zu jenen, die einen umgeben, ist nicht herstellbar, weil sie wie von Nebel umhüllt sind. Schmerz, Enttäuschung, Frustration erschleichen sich permanente Präsenz. Fragen nach dem Sinn der Existenz zermartern das Hirn, Selbstvorwürfe und Schuldeingeständnisse belasten das Herz. Die Zeit, die alle Wunden heilen soll, verstreicht kaum.

Eine Meisterin darin, solche Seelenlagen sinnlich darzustellen, ist Rachel Cusk. Ihre Fähigkeit hat die 1967 in Kanada geborene, in Los Angeles aufgewachsene und in Oxford ausgebildete Autorin in sieben Romanen bewiesen, ohne sich zu wiederholen. Zum Lohn zählen längst einige Preise und die Aufnahme in die Liste der „20 besten jungen britischen Romanciers“. Rachel Cusk wohnt heute in Brighton. Das Königreich ist auch der Raum, in dem sie ihre vorwiegend weiblichen Zentralfiguren agieren, reagieren und empfinden lässt. Von „Saving Agnes“ (1993) und „The Temporary“ über „The Country Life“ und „The Lucky Ones“ bis hin zu „In the Fold“ und „Arlington Park“ (2006) stehen die Kontraste zwischen dem Leben in London und der Provinz im Zentrum. Vor allem aber erfahren wir, wie unentrinnbar die Irrungen, Wirrungen und Transformationen sind, die drastische Veränderungen hervorrufen. „Die Bradshaw-Variationen“, 2009 im Original erschienen, spielen dies an einem Paar, dessen Tochter, der erweiterten Familie und den Freunden durch. Thomas hat seine lukrative Stelle in der Metropole gekündigt und kümmert sich um die achtjährige Alexa und das Häuschen im Vorort. Tonie hingegen avan-

ciert zur Leiterin eines Universitätsinstituts. Der Tod eines Hundes, befremdendes Fremdgehen und Spannungen am Arbeitsplatz überschatten das Dasein der Bradshaws. Es ist die Stärke von Rachel Cusk, das Innere der Personen unerbittlich präzise zu sezieren und gleichzeitig zu zeigen, wie unmöglich es ist, solche Kosmen ganz zu erfassen oder gar zu verstehen.

Was mag in einer Frau vorgehen, die dabei ist, einer anderen den Freund auszuspannen? Und wie mag ihr zumute sein, nachdem ein Kollege mit dünnen Worten Avancen macht? Wäre die Schriftstellerin bei diesen Leisten geblieben, hätte es fulminante Prosa werden können. Doch Cusk strebte offenbar nach Höherem und musste fast zwangsläufig scheitern. Zum einen fällt sie in Fehler der Vergangenheit zurück. Dazu gehört das gebetsmühlenartige Erwähnen einer grauen, dunklen, verregneten, kalten Umgebung, die zum Beispiel geprägt ist von einem „Wolkenschild“, der blaue Tröpfchen in Tränenform“ vergießt. Ebenso überflüssig sind stereotype Charaktere, darunter die erzkonservative Schwiegermutter und die ehemalige Künstlerin, die meint, sie habe ihr Tun der Familie zuliebe beendet.

Zum anderen überfrachtet Rachel Cusk ihren Text mit Gedanken zu Musik, Kunst, Literatur und der Differenz zwischen Wirklichkeit und deren Wahrnehmung. Zu viel des gut Gemeinten ist ferner die Anknüpfung an Bachs „Goldberg-Variationen“ – vom Romantitel bis zur Einteilung in die Kapitel. Während Bach durch die Tempi, Taktarten, Tongeschlechter und Spielweisen für Abwechslung sorgt, wirken die Gestalten der Kanadierin einander zu ähnlich. Die raffinierten dichterischen Reflexe E. T. A. Hoffmanns, Thomas Bernhards und Anna Enquist auf Bachs Opus bleiben unerreicht.

Nach der Absicht gefragt, die sie mit ihrem Roman verbindet, sagte Rachel Cusk, sie habe beschreiben wollen, dass Frauen und Männer einen Rollentausch nur wagen sollten, wenn sie tief in ihrem Herzen das Verhalten ablehnten, das ihnen von klein auf eingetrichtert worden sei. Selten waren bei einer derart talentierten Autorin die Ziele so wenig in den Zeilen eines Buchs bemerkbar. THOMAS LEUCHTENMÜLLER



Rachel Cusk: „Die Bradshaw-Variationen“. Roman.

Aus dem Englischen von Sabine Hedinger. Rowohlt Verlag, Reinbek 2011. 288 S., geb., 19,95 €.

Neue Sachbücher



Am Ort der Verwandlung: Alfred Brendel bei seinem Abschied vom Frankfurter Publikum, 2008 in der Alten Oper

Foto Anna Meuer

Der Alchemist braucht nur Holz, Filz und Stahl

„K“ wie „Klavier“: Der Pianist Alfred Brendel legt mit seinem Glossar eine rückhaltlose Liebeserklärung an sein Instrument vor. Als Nachschlagewerk ist es weniger empfehlenswert.

Alfred Brendel ist weder ein Kind, noch ist er ein Narr. Trotzdem nahm er sich schon immer gern die Freiheit heraus, unbequeme Wahrheiten auszusprechen, und seit er aufgehört hat, öffentlich Klavier zu spielen, ist diese Neigung weiter gewachsen. Ein Beispiel? Klar, dass sich jeder Buchautor viele Leser wünscht. Aber nur die allerwenigsten kämen auf die Idee, dies direkt beim Leser einzufordern. Anders Brendel, er ruft uns gleich im vierten Satz des Vorwortes seines neues Musikbuchs zu: Lies mich! Und lies gefälligst auch noch alles andere, was ich vorher schon geschrieben habe!

Sogar die Bezugsquellen werden bequemerweise vom Autor selbst mitgeteilt: „Wer meine Essays („Über Musik“, Piper) und meine „Gespräche mit Martin Meyer“ („Ausgerechnet ich“, Hanser) nicht kennt, ist eingeladen, die Lektüre dort fortzusetzen.“ Und auch die restlichen fünf Absätze der kurzen Präambel sind an Unverblümtheit nicht ohne. Da bittet Brendel den Leser zunächst um Verständ-

nis dafür, dass er im Folgenden so altmodische Vokabeln wie „Genie“ und „Großmeister“ benutzen werde; schließlich gehe es hier um „große Musik“. Im nächsten Satz entschuldigt sich Brendel bei der Musik des zwanzigsten Jahrhunderts dafür, dass sie in diesem Büchlein nicht weiter vorkomme. Zack, das sitzt! Alle lebenden Komponisten dürfen sich jetzt wegen fortgesetzter Kleinmeisterie in die Ecke stellen und schämen. Folgt eine Verbeugung vor dem weiblichen Musikus an sich. Er habe sich entschieden, beim Schreiben das leidige Suffix „innen“ wegzulassen, aber: „Bitte fühlen Sie sich freundlichst eingeschlossen.“

Dann geht es los mit Brendels neuem Lesebüchlein für Klavierliebende von A bis Z. Man kann es entweder von vorn nach hinten in einem Rutsch verschlingen, wie man eine gute Novelle verschlingt oder einen erbaulichen Künstlerroman oder, noch besser gesagt, wie das Porträt des gescheiterten, belesenen, wortgewandten, geliebten und skurrilen Pianisten A. B. im Spiegel seiner ganz persönlichen Ansichten. Oder, auch das ist möglich: Man liest es von hinten nach vorn. So oder so entfalten die klare, direkte Sprache Brendels, sein trockener Humor, seine gedanklichen Abschweifungen, Aus- und Höhenflüge ihren ganz spezifischen Charme.

Bloß als Glossar und Nachschlagewerk zum Wahrheiten-Nachblättern ist das Buch – es handelt sich, die Reprints nicht

mitgezählt, immerhin um die bereits achte Buchveröffentlichung Brendels – nur eingeschränkt empfehlenswert. Dazu ist es, auf der niederen Ebene nüchterner Sachlichkeit, zu unzuverlässig. Zu zufällig. Zu kryptisch. Oder zu zerstreut.

Und manchmal ist das, was man da findet, einfach nur unglaublich albern. Gewiss, jedes Glossar, das die Buchstaben des Alphabets abklappert, hat seine schwachen Stellen der Existenz von Buchstaben wie „Q“ oder „J“ zu danken. Aber Brendels Eintrag zum „Querflügel“ ist



Alfred Brendel: „A bis Z eines Pianisten“. Ein Lesebuch für Klavierliebende. Mit Zeichnungen von Gottfried Wiegand.

Carl Hanser Verlag, München 2012. 140 S., geb., 12,90 €.

reinstes Sektiererertum und der zum „Jammeklavier“ (Abart des Hammerklaviers. Von Goethe aus Weimar verbannt. Lerne leiden ohne zu klagen“) würde noch nicht mal als Musikologenstammtschwitz zünden.

Eine phantastische Fundgrube voll kleiner und großer Wahrheiten liefert dagegen der Buchstabe „K“ wie „Klavier“.

Im Reich der Kalorie geht das Verlangen nie unter

Ein Hoffnungsschimmer: Mario Nestle und Malden Nesheim wissen, wie man sein Körpergewicht halten kann

Viele Menschen in Industriegesellschaften, und zunehmend auch in Schwellenländern, essen zu viel. Obwohl fast alle von ihnen wissen, dass es ungesund ist. Aber sie bleiben gefangen in einem endlosen Zyklus von Zu- und Abnehmen. Es gibt keine handfesten Beweise dafür, dass Menschen sich heute weniger bewegen als noch vor einigen Jahrzehnten – eine kürzlich veröffentlichte Studie zeigte sogar, dass moderne Menschen sich ebenso viel bewegen wie traditionell lebende Jäger und Sammler. Hauptverantwortlich für die weitverbreitete, bisweilen als Epidemie bezeichnete Gewichtszunahme ist daher vorwiegend übermäßige Nahrung und also Energieaufnahme.

Die beiden Ernährungswissenschaftler Marion Nestle und Malden Nesheim benutzen in ihrem Buch deshalb die Kalorie – die Wärmemenge, die es braucht, um ein Gramm Wasser von 14,5 auf 15,5 Grad Celsius zu erwärmen – als zentrales Konzept in ihrem Buch. Zwar ist diese Maßeinheit eigentlich veraltet und seit 1948 offiziell vom Joule abgelöst: Aber ihr wissenschaftliches, wirtschaftliches und politisches Gewicht ist trotzdem kaum zu überschätzen. Die beiden Autoren beginnen mit einem historischen Schnelldurchlauf durch die Geschichte der Versuche, Energieaufnahme und -verbrauch von Organismen experimentell zu bestimmen. Hier wie in allen anderen Teilen des Buches heben sie die enormen Unsicherheiten hervor, mit denen diese Schätzungen verbunden sind. Messungen in Stoffwechsellammern spiegeln kaum wider, was außerhalb des Labors vorgeht, und das Anliegen, die tatsächlichen Ernährungsgewohnheiten von Versuchspersonen durch ihre eigenen Protokolle zu rekonstruieren, leiden unter der Tatsache, dass Menschen ihre Energieaufnahme systematisch um mindestens dreißig Prozent unterschätzen. Das zuverlässigste Verfahren dagegen, die sogenannte „Doubly Labeled Water“-Methode, ist aufwendig und teuer. Sie hat immerhin gute Schätzungen

des durchschnittlichen Energiebedarfs in verschiedenen Personen- und Altersgruppen ermöglicht.

Die Autoren legen in den folgenden Kapiteln dar, wie Fett, Eiweiß und Kohlehydrate im Stoffwechsel verarbeitet werden, wie die Nahrungsaufnahme physiologisch und hormonell reguliert wird, wie der menschliche Körper auf Unter- und Überernährung reagiert und schließlich, wie die Kalorie eine politische Dimension bekommen hat. Die Kennzeichnung von Lebensmitteln hat sich als das Feld etabliert, auf dem Industrie und Regulierungsbehörden ihre Auseinandersetzungen um die Informationshoheit austragen. Angaben über Kalorien pro Portionsgröße oder die empfohlene Tageszufuhr erlauben eine fundierte

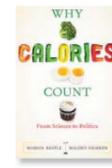
Entscheidung oft nur nach einem stattlichen Rechenaufwand. Auch korrekte Information kann hier zur Verdunkelung führen.

Eine zentrale These des Buches lautet, dass Supermärkte und Restaurants daran arbeiten, physiologische und psychologische Regulationsmechanismen in Sachen Nahrungsaufnahme außer Kraft zu setzen. Kennzeichnung hat bisher diesem Trend kaum etwas entgegensetzen können. Untersuchungen haben wiederholt gezeigt, dass größere Packungen und Portionen zu größerer Nahrungsaufnahme verleiten und die tatsächliche Energieaufnahme dabei zunehmend deutlich unterschätzt wird. Alle Lebensmittel, die als „gesund“ oder umweltfreundlich beworben werden, werden zudem automatisch

als weniger kalorienreich eingestuft, obwohl dies kaum je zutrifft.

Aus welcher Quelle – ob Fett, Eiweiß oder Kohlehydrate – Kalorien in der Nahrung kommen, ist nach dem aktuellen Stand der Wissenschaft gleichgültig. „Low Carb“- oder „Low Fat“-Diäten sind in ihrer langfristigen Wirksamkeit – oder Wirkungslosigkeit – gleichwertig. Die ernüchternde Botschaft lautet, dass wir in der Regel nicht wissen, wie hoch unser täglicher Energiebedarf ist, wie viel wir tatsächlich zu uns nehmen und wie viel Energie in den Portionen steckt, die wir essen und trinken – und dass wir zudem vielleicht Zeit und Geld mit wirkungslosen Diäten verschwenden.

Doch dieses Buch bietet auch einen Hoffnungsschimmer. Denn den Autoren ist eine ausnehmend anschauliche, lehrreiche und wissenschaftlich fundierte Darstellung gelungen. Sie überzeugt durch ihre unverblühte Ehrlichkeit: Das Körpergewicht kann nur gehalten werden, wenn Energieaufnahme und -verbrauch sich ausbalancieren, und wer abnehmen möchte, muss auf lange Sicht weniger und besser essen – daran führt kein Weg vorbei. Mehr Bewegung ist zwar immer gesundheitsfördernd, kann aber allein nur vergleichsweise wenig zu einer langfristigen und dauerhaften Gewichtsabnahme beisteuern. Dieses Buch ersetzt eine Bibliothek mit Ernährungsratgebern, denn es hilft, die Flut von Behauptungen und Informationen über Lebensmittel solide zu beurteilen. Die abstrakte und so wenig fassbare Kalorie erhält damit schließlich die Bedeutung, die ihr zusteht. THOMAS WEBER



Marion Nestle und Malden Nesheim: „Why Calories Count“. From Science to Politics.

The University of California Press, London 2012. 288 S., geb., 24,- €.



KERSTIN HOLM, Russland-Korrespondentin des Feuilletons dieser Zeitung, zeichnet in ihrem Buch ein Panorama der ruppig-pompösen Hauptstadt von Wladimir Putins Imperium. Sie führt vor, wie Russland periodisch versucht, sich neu zu erfinden, mit der Demokratie flirtet, aber nicht für lange, und wie sich seine Gewaltorgane und Geheimniskammer dafür rächen. Gezeigt werden die Auswirkungen auf die Kultur, von der Religiosität über Literatur und Musik bis zur Kulinaria. Als Musen führen der Romancier Wladimir Sorokin und die Dichterin Alina Wituchnowskaja sowie die Komponisten Wladimir Martynow und Wladimir Tarnopolski den Leser hinter die Fassaden von Politik und Gesellschaft. Die Künstler unterstützen die Autorin bei ihrem Unterfangen, die menschliche Situation in ihrer russischen Zuspitzung auszuleuchten. (Kerstin Holm: „Moskaus Macht und Musen“. Hinter russischen Fassaden. Die Andere Bibliothek, Berlin 2012. 323 S., geb., 32,- €.) F.A.Z.